

Lübener Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübener Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2,00 M., monatlich 70 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Telefon Nr. 825.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgepalte Seite oder deren Raum 20 Pfg., Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., sonstige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 6 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 9.

Mittwoch, den 12. Januar 1916.

23. Jahrg.

Die Steuerungsdebatte im Reichstag

Der Reichstag hat am Dienstag nach der Neujahrspause seine Sitzungen wieder aufgenommen. Einige Anfragen Dr. Liebknechts, deren Beantwortung die Regierung diesmal nicht ablehnte, wenn auch die Beantwortung zum meist verneinend ausfiel, führten wieder zu den bei diesen Anlässen schon gewohnten unerfreulichen Zwischenfällen, als Dr. Liebknecht seine Anfragen ergänzen wollte, wobei der Präsident die Ergänzungen immer als unzulässige neue Fragen erklärte.

Darauf zog der Reichstag den Ausschussbericht über die Ernährungsfragen in Beratung. Als erster Redner sprach Genosse Schmidt-Berlin, der gründliche Abrechnung mit all den Verfehlungen, Fehlern und Mißbräuchen auf diesem wichtigsten Gebiet der inneren Verwaltung während des Krieges vornahm. Er wies nach, daß die unumgängliche durchgreifende sozialistische Organisation der Aufbringung und Verteilung der Nahrungsmittel noch immer nicht in auch nur halbwegs entsprechendem Umfang erreicht ist. Er tadelte scharf die verspätete Festsetzung der Höchstpreise, die die Teuerung weit über das Notwendige hinaus gesteigert und nebenbei auch dem Handel schweren Schaden zugefügt hat, er berief sich auf die großen Kriegsgewinne der Erwerbsgesellschaften, die als Gradmesser auch für die privaten Profite an der Volksernährung betrachtet werden müssen und die begreiflicherweise tiefgehende Mißstimmung bei allen Minderbemittelten und besonders bei den Millionen der Kriegerfamilien hervorrufen müssen. Dazu kommen noch mancherlei Einzelerscheinungen, wie etwa der Bezug der in den Großstädten knappen Butter durch die Bemittelten von außerhalb, um die Stimmung noch weiter zu verbittern. Scharf ging unser Redner insbesondere mit dem Verlagen der preußischen Zivilverwaltung ins Gericht und er zog aus der mangelhaften verspäteten oder ganz unterlassenen Regelung wichtiger Ernährungsfragen den unerfreulichen Schluß, daß dem preußischen Minister des Innern die Aufrechterhaltung der Volkswirtschaft wichtiger sei als die Kriegswirtschaft. Mit einer Besprechung der sozialpolitischen Verhältnisse in den Kriegsindustrien, wobei er den völligen Mangel an sozialpolitischem Verständnis und an Entgegenkommen in Lohnfragen bei den Spekulanten und Wucherern geißelte, schloß Genosse Schmidt seine dem Ernst unserer Zeit wahrhaft entsprechende Rede.

Was Staatssekretär Dr. Delbrück hiernach anführte, kann man nicht als eine Antwort auf diese Rede betrachten, denn der Staatssekretär begnügte sich damit, eine Darstellung der von der Regierung erlassenen wirtschaftlichen Maßnahmen zu geben, die zwar ihren großen Wert hat, weil Dr. Delbrück als Leiter der inneren Reichspolitik am besten in der Lage ist, alle die Maßnahmen systematisch zu gliedern, zu begründen und eine aus der andern zu entwickeln — aber mehr als das hat er nicht gegeben. Dr. Delbrück setzte sich aber auch für Herrn v. Loebell und die Landräte ein — die preußische Verwaltung stände auf der Höhe ihrer Aufgaben — und er schloß mit einer Erklärung, die ungefähr der geführten offiziellen Mitteilung an die deutsche Presse entspricht, daß wir bei vernünftiger Wirtschaft und angemessener Sparsamkeit ruhig auch in die wirtschaftliche Zukunft blicken können. Der bayrische Zentrumsmann Mahinger und der Nationalliberale Dr. Böhm e brachten nichts Wesentliches vor, immerhin klangen aus ihren Reden mehr die agrarischen Anschauungen und Wünsche. Der letztere Redner trat ebenfalls für eine bessere Organisation der Vorkriegsmittelversorgung ein.

Nach nahezu fünfzündiger Sitzung trat Vertagung auf Mittwoch ein.

Deutscher Reichstag.

(Eigener Bericht des „Lübener Volksboten“.)

Berlin, den 11. Januar 1916.

268. Sitzung, Nachmittags 2 Uhr.

Am Bundesratsstisch: Helfferich, Delbrück.
Auf der Tagesordnung stehen zunächst Anfragen des Abg. Liebknecht.

Die erste lautet: In dem Reichsanzeiger befindet sich wä-

armenische Bevölkerung zu Hunderttausenden aus ihren Wohnstätten vertrieben und niedergemacht worden ist? Welche Schritte hat der Reichsanzeiger bei der verbündeten türkischen Regierung unternommen, um die gebotene Sühne herbeizuführen, die Lage des Restes der armenischen Bevölkerung in der Türkei menschenwürdig zu gestalten und die Wiederholung ähnlicher Greuel zu verhindern?

Zur Beantwortung der Anfrage erhält das Wort

Geheimrat Frhr. v. Stumm: Dem Reichsanzeiger ist bekannt, daß von unseren Gegnern angezettelte aufrührerische Kundgebungen in Armenien stattgefunden haben, wodurch die türkische Regierung veranlaßt worden ist, die armenische Bevölkerung bestimmter Bezirke auszuweisen und ihr neue Wohnstätten anzuweisen. Ueber die Rückwirkung dieser Maßnahmen auf die Bevölkerung findet gegenwärtig ein Gedankenaustausch mit der türkischen Regierung statt. Nähere Einzelheiten können nicht mitgeteilt werden.

Dr. Liebknecht (Soz.) will eine Ergänzungsanfrage stellen, wird aber durch lärmende Rufe (Zur Ergänzung — das ist eine neue Anfrage! Schluß!) verhindert, und

Präsident Kämpf erklärt, es handle sich um eine neue Anfrage, dazu könne er das Wort nicht erteilen.

Dr. Liebknecht: Ich stelle fest, daß der Präsident nicht aus eigenem Antriebe meine Ergänzung für eine neue Anfrage erklärt hat.

Präsident Dr. Kämpf: Ich verbitte mir die Kritik an meiner Geschäftsführung. (Lebhafter Beifall.) Wir kommen zur folgenden Anfrage.

Dr. Liebknecht verliest die nächste Anfrage:

Ist die Regierung bereit, dem Reichstag schleunigst Material vorzulegen über die Lage der Bevölkerung in den von Deutschland besetzten fremden Gebieten, ihre Versorgung mit Lebensmitteln (Nahrung, Kleidung, Unterkunft), ihren Gesundheitszustand, ihre Rechtslage, über Zahl, Art und Grund der gegen sie von den deutschen Behörden verhängten Strafen und Vergeltungsmaßnahmen, über den Umfang der an ihr vollzogenen militärischen Requisitionen und die dabei befolgten Grundsätze, sowie über die Höhe der ihr, besonders der belgischen Bevölkerung auferlegten Kontributionen.

Zur Beantwortung erhält das Wort Ministerialdirektor Lewald: Der Reichsanzeiger ist nicht bereit, das von dem Abgeordneten Dr. Liebknecht gewünschte Material dem Reichstag vorzulegen, er wird aber wie bisher über die Tätigkeit der Zivilverwaltung in den besetzten Gebieten auf Wunsch der Kommission für den Reichshaushalt Auskunft erteilen.

Dr. Liebknecht will eine Ergänzungsfrage stellen, die der Präsident jedoch für eine ganz neue Anfrage erklärt.

Dr. Liebknecht verliest die dritte Anfrage:

Ist die Regierung bereit, dem Reichstag unerschützlich das Material vorzulegen a) über die von den deutschen Militär- und Zivilbehörden während des Krieges auf Grund des Besatzungsstatus getroffenen allgemeinen und besonderen Maßnahmen zur Aufhebung des Vereins- und Versammlungsrechts und der persönlichen Freiheit (Versammlungsverbot, Vereinsauflösung, Eingriffe in das Briefgeheimnis, polizeiliche Überwachung des Telefonverkehrs, Verhaftungen, Hausdurchsuchungen usw.) insbesondere über die Zahl der wegen des Krieges ohne gerichtliches Verfahren in militärische und polizeiliche Haft (cachot) gebracht, Zivilpersonen, über Grund und Dauer dieser Haft, b) über Zahl, Höhe und Grund der während des Krieges gegen Angehörige der Armee erkannten Strafen und über den Gefangenenbestand der Militärgefängnisse seit Beginn des Krieges.

Ministerialdirektor Lewald: Der Reichsanzeiger ist nicht bereit, das von dem Abg. Dr. Liebknecht gewünschte Material dem Reichstag vorzulegen.

Dr. Liebknecht will eine Frage zur Ergänzung stellen, wird aber durch lärmende Zurufe von rechts und durch den Präsidenten verhindert, der die Frage für eine neue Frage erklärt.

Dr. Liebknecht: Ich protestiere gegen diese Art der Geschäftsführung.

In zweiter Beratung wird der Gesetzentwurf über die weitere Zulassung von Hilfsmittelgebern im Patentamt bis zum 31. März 1916 debattelos angenommen.

Es folgt der Bericht der Kommission für den Reichshaushalt über Ernährungsfragen (Berichterstatter Graf Westarp).

Abg. Robert Schmidt-Berlin (Soz.):

Meine Freunde haben bei Beurteilung der Zustände unserer Ernährung sich weniger unter dem Druck befunden, daß wir gewisse Nahrungsmittel nicht zur Stelle haben. Wir haben vielmehr die ganze Ernährungsfrage von dem Gesichtspunkte einer möglichst zweckmäßigen Organisation betrachtet und haben vor allem verlangt, daß der außergewöhnlichen Preistreibererei Raß und Ziel gesetzt werde. Wir glauben, daß die Sicherung dieser Ernährungsfragen in voller Öffentlichkeit vor sich gehen kann. Wenn auch vielleicht daran im Auslande Hoffnungen geknüpft worden, wenn insbesondere die ausländische Presse in ihrer böswilligen und absichtlichen Beurteilung dieser Dinge glaubt, aus solchen Erörterungen den Schluß ziehen zu können, daß sich ihre Hoffnung doch noch erfüllen kann, daß Deutschland durch einen wirtschaftlichen Zusammenbruch niedergeworfen werden kann, so werden wir unsere Gegner eben doch nicht bekehren. Nachdem wir 17 Monate lang mit dieser Kriegswirtschaft durchgehalten haben, werden wir auch in der weiteren Zukunft, wenn es auch schwer sein mag, weiter durchhalten können. Die Voraussetzung ist aber, daß sehr weitgehende Eingriffe in das Wirtschaftsgetriebe erfolgen. Die sonstigen freien Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft können unmöglich aufrecht erhalten werden, wir müssen unsere Wirtschaft auf Kriegsfuß stellen, es muß vor allem in der Preisbestimmung die freie Konkurrenz ausgeschaltet werden. Wir haben an einer Reihe von wichtigen Gebrauchsgütern Mangel zu verzeichnen, und dieser Mangel kann nur behoben werden durch zweckmäßige Organisation. Ich möchte als notwendige Maß-

nahmen vor allem vier Forderungen aufstellen: 1) für bestimmte Nahrungsmittel muß ein einheitliches Verteilungssystem durchgeführt werden, 2) die Preisbildung muß der freien Konkurrenz entzogen werden, 3) bei der Preisfestsetzung darf nicht Rücksicht genommen werden auf Spekulationspreise, sondern auf die tatsächlichen Produktionskosten, 4) müßigen Sicherungen getroffen werden gegen eine Verfallung der Nahrungsmittel.

Die Regierung hat ja in der Richtung unserer Forderungen eine Art Lösung versucht, aber lange nicht mit der Entschiedenheit, die notwendig ist. Ich erkenne gern an, daß eine Reihe von Bestimmungen und eine wesentliche Herabsetzung der durch die freie Konkurrenz heraufgedrängten Preise gebracht haben. Aber all diese Bestimmungen sind viel zu spät ergangen. Das hat zur Folge gehabt, daß die Preise in eine so unerträgliche Höhe kamen, daß die Konsumenten unnotigerweise schwer dadurch belastet wurden, während ein früherer Eingriff diese Mißstände hätte bessern können. Und weiter ist die Folge das zu späten Eingreifens gewesen, daß verhältnismäßig viel zu hohe Höchstpreise festgesetzt wurden, so daß sie weit über das Maß des Zulässigen und Erträglichen auch gegenwärtig hoch hinausgehen. (Sehr richtig! bei den Soz.) Ferner hat durch die verspätete Festsetzung der Höchstpreise schon wieder von allen Seiten der Interessentengruppen, der Produzenten und des Handels dahin gearbeitet, diese Höchstpreise wieder zu erhöhen. Ich möchte an dieser Stelle die außerordentlich nachdrückliche Warnung für die Regierung aussprechen, nach einer so kurzen Wirksamkeit der Höchstpreise jetzt abermals für wichtige Nahrungsmittel die Preise wieder in die Höhe zu drängen. Das wäre völlig unberechtigt und würde einen Schaden der Entrüstung in der Bevölkerung hervorrufen. (Sehr wahr! bei den Soz.) Es ist höchst bedauerlich, daß wir überhaupt nötig haben, so eingehend über die ganzen Ernährungsfragen zu sprechen. Wie konnte die Regierung überhaupt zu diesen bitteren Klagen Anlaß geben, warum hat sie uns nicht beizeiten nachdrücklich geschützt gegen diejenigen, die die Notlage des Volkes so gewissenlos ausnutzen. Warum hat sie uns dieser Auswüchser überantwortet, die die Leiden, die der Krieg schon ohnehin mit sich bringt, noch weiter erhöht. Gibt es doch nichts Aufreizenderes als die hohen Kriegsgewinne der großen Erwerbsgesellschaften, gerade auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung. (Sehr wahr! bei den Soz.) Ist das zu vereinbaren mit dem, was auf der andern Seite an Opfern, an Gut und Blut von der großen Masse aufgebracht werden muß? Sogar die Industrien, die unter den Höchstpreisen leben, und der Handel haben große Kriegsgewinne aufzuweisen. Das beweist, daß die Höchstpreise durchaus nicht immer das Interesse der Konsumenten gewahrt haben. (Sehr richtig!) Wir Sozialdemokraten sind nicht übertaucht durch diese Vorgänge. Wir wissen: im kapitalistischen Betrieb spielt der Eigenruhm und die Gewinnlust eine herrschende Rolle, und der Krieg macht diese Reigungen nur noch ungestümer. Da ist es gerade die Aufgabe der Wirtschaftspolitik dafür zu sorgen, daß Hemmungen dieser Auswüchse eintreten. Allerdings werden alle Kräfte mobil gemacht, teils von den Produzenten und des Handels, um diese Hemmungen nicht eintreten zu lassen. Ja, diese Abneigung geht hinaus in alle Verwaltungsbezirke unserer Regierung bis in die Spitzen der Regierung. Alles was wir aus wirtschaftlichem Gebiet an Erfolgen zu verzeichnen haben, ist nur nach schwerem Drängen und nach Anregung von anderer Seite gekommen. Wir werden darüber nach dem Kriege vielleicht ein offeneres Wort reden können als gegenwärtig. Wir müssen verlangen, daß von autoritativer Stelle entgegen allen einseitigen kapitalistischen Interessen der Produzenten und des Handels Ordnung geschaffen wird. Vielfach wird behauptet, die Produzenten müßten so hohe Preise bekommen, daß sie nicht das Interesse an der Produktion verlieren, insbesondere in der Landwirtschaft. Auch meine Freunde haben wiederholt betont, daß für eine ganze Reihe von Gebrauchsgütern gegenwärtig höhere Preise notwendig sind als in Friedenszeiten. Tatsache ist aber, daß die Preissteigerungen für landwirtschaftliche Produkte in keinem Falle unter 50 Prozent geblieben sind, aber hinaufgehen bis 200 und 300 Prozent. Da kann nicht davon die Rede sein, daß der Anreiz zur Produktion in Frage gestellt ist. Wer das noch behauptet, der beweist ein so übergroßes Maß von Anmaßung, eine solche Verherrlichung der Gesamtinteressen der Bevölkerung, daß mit solchen Leuten eine Verständigung auch nur auf einer mittleren Linie ausgeschlossen ist. (Sehr wahr! bei den Soz.)

Man muß auch bedenken, daß dem Anreiz zur Produktion gegenübersteht der Anreiz zur Erwitterung großer Volksschichten über das Unverträgliche des gegenwärtigen Zustandes. Weiter weisen die Interessentengruppen darauf hin, es kommt darauf an, überhaupt die Produkte zur Stelle zu haben, ganz egal, welche Preise bezahlt werden. Die hohen Preise, die durch wüsten Mißbräuchen der Händler beim Einkauf im Auslande künstlich erzeugt worden sind, sollen dann den Inlandpreis regulieren. Das ist ein ganz ungesunder Zustand, der leider auch heute noch nicht durch Bundesratsverordnungen völlig ausgeschaltet ist. Ich ermahne die die Vorgänge bei der Festsetzung der Gemeinheitspreise. Eine große Händlergruppe hat alle Verträge mit dem Ausland annulliert, um den Eindruck zu erwecken, daß Gemeinheitspreise überhaupt nicht mehr auf dem Markt zu bringen sei. Das ist nichts als eine künstliche Beeinflussung des Marktes, um den leidenden politischen Kreisen dinge zu machen vor der Festsetzung von Höchstpreisen. (Sehr richtig! bei den Soz.) Es ist ein unangenehm Gebante, daß wir jeden Preis bezahlen müssen, um bestimmte Gebrauchsgüter vom Auslande zu bekommen. Man muß es denn der Masse, wenn hinter prächtigen Fenstereisen alle möglichen Nahrungsmittel ausgekauft sind, wenn es nicht so hoch ist, daß die Massen dabei als Konsumenten ausgeschlossen werden. (Sehr wahr! bei den Soz.) — Es wird viel darüber geschrieben, was die Schuld an den Ernährungsfragen ist.

Italienischer Kriegsschauplatz.
Die Lage ist unverändert. In Südtirol erschienen über dem Ortstal 11 italienische Flieger, die an mehreren Punkten erfolglos Bomben abwarfen.

Südbölicher Kriegsschauplatz.
Der Löwe ist genommen.

In dreitägigen harten Kämpfen überwand unsere Infanterie in prächtiger Zusammenarbeit mit der schweren Artillerie und S. M. Kriegsmarine den erbitterten Widerstand des Feindes und die ungeheuren Schwierigkeiten des winterlichen Karstgebirges, das wie eine Mauer 1700 Meter hoch aus dem Meere aufsteigend, seit Jahren zur Verteidigung eingerichtet wurde. 26 Geschütze, darunter zwei 12-Zentimeter-Kanonen, zwei 15-Zentimeter moderne Mörser und zwei 24-Zentimeter-Mörser, dann Munition, Gewehre, Verpflegungs- und Bekleidungsproviant sind die Beute. Ein Teil der Geschütze ist intakt und wird gegen den Feind verwendet. In Nordostmontenegro wurde der Feind, der gestern knapp vor Berane nochmals Widerstand leistete, verworfen. Der Ort und die beherrschenden Höhen südwestlich davon sind in unserem Besitz. Kaschem Eingreifen gelang es, die brennende Lim-Büde in Berane vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. Bei Tjela wurden wieder 13 serbische Geschütze mit viel Munition ausgegraben.

Der Balkankrieg.

Deutsche Flieger über Saloniki.
Dem Blatte „Boeni Izvestia“ zufolge warf ein deutsches Flugzeuggeschwader von 12 Flugzeugen am 7. Januar 78 Bomben auf Saloniki, insbesondere auf die Lager der Engländer und der Franzosen. 20 Vorkreuzer verursachten Brände im Lager. Zwei feindliche Flugzeuge wurden heruntergeschossen; das deutsche Geschwader hatte keine Verluste.

Befestigungsarbeiten.
Die Engländer betreiben die Befestigungsarbeiten und Landungen in Saloniki in fieberhafter Eile. Um die Niederlage vor den Dardanellen wieder wettzumachen, wollen sie angeblich das bisher 200 000 Mann starke Besatzungsheer in Saloniki auf die doppelte Stärke bringen. Die Entente-Truppen arbeiten beschleunigt an der Befestigung der Halbinsel Chalkidika. Man beschäftigt Kassandra als Basis zu benutzen.

Verhaftungen, Ausweisungen und Proteste.
Die Pariser Agence Havas berichtet aus Saloniki: Eine Abteilung der Truppen der Alliierten umringte Montag früh die bulgarische Kirche und verhaftete die Priester, die abgeführt wurden. Die fremden Staatsangehörigen auf den griechischen Inseln Milos, Skaria und Chios wurden von der Entente ausgewiesen. Die griechische Regierung protestierte bei den Entente-Regierungen wegen der Verhaftung der Konsulats-Beamten der Zentralmächte auf Mytilene und forderte deren Freilassung.

Der Seekrieg.

Verseht.
Reuter meldet: Der britische Dampfer „Clan Macfarlane“, 4823 Tonnen, wurde versenkt.

Ein englischer Transportdampfer
mit Geschützen an Bord erlitt vor Alexandria Havarie und verlor 6 Geschütze. 17 Mann der Besatzung erkrankten.

Die Kämpfe im Orient.

Der türkische Kriegsbericht
meldet vom 11. Januar: Nur Trümmer und Beute und eine Anzahl Leichname aber keinen einzigen feindlichen Soldaten gibt es mehr bei Seddul Bahr. Während unserer Verfolgung wurden die Reste des Feindes, die sich weigerten, sich zu ergeben und in der Richtung auf die Landungsstellen flohen, vernichtet. Auf dem linken Flügel landeten wir in den Abschnitten von Keredzidzere eine große Menge selbsttätiger feindlicher Minen, von denen unsere Genietruppen allein in einem kleinen Raume 90 zerstörten. An der Trafront versuchte der in Rut el Amara eingeschlossene Feind in der Nacht zum 7. Januar an mehreren Punkten Ausfälle zu machen, nachdem er ein heftiges Feuer eröffnet hatte. Er wurde mit Verlusten in seine Stellungen zurückgeworfen. Am 8. Januar fand im Schwarzen Meer zwischen dem Panzerkreuzer „Sawus Selim“ und dem russischen Panzerkreuzer „Kaiserin Maria“ ein halbständiger Artilleriekampf auf weite Entfernung statt. „Sawus Selim“ erlitt keinen Schaden, während Treffer auf der „Kaiserin Maria“ festgestellt wurden. An der Kaukasusfront ist nichts von Bedeutung vorgefallen.

Der Reiseverkehr nach Ägypten gesperrt.
Der „Corriere della Sera“ meldet aus Rom, daß laut Verfügung der englischen Regierung Frauen jeder Nationalität die Auswanderung nach Ägypten untersagt ist. Das Landen von Männern ist nur in Ausnahmefällen nach vorhergehender Einwilligung der englischen Vertretung in Kairo erlaubt.

Allerlei Kriegsnachrichten.

Vom Kolonialkrieg.
Der Korrespondent des „Daily Telegraph“ erhielt vom belgischen Kolonialministerium noch folgende Einzelheiten über den Kampf auf dem Tanganika-See: Bei dem Gefecht auf dem See fielen vier deutsche Offiziere, drei wurden verwundet, während die Eingeborenen-Besatzung die Hälfte ihrer Stärke verlor.

Ein Generalaufstand der spanischen Metallarbeiter
begann Montag morgen in Barcelona. Alba erklärte, als er die Leitung des Ministeriums des Innern übernahm, hätte er einstimmig vertrauliche Mitteilungen seitens der Arbeiter empfangen, die ihm mitgeteilt haben, daß internationale Agenten das Land bereiten und einen Generalstreik in ganz Spanien zu Beginn des Jahres 1916 vorbereiten, um die Spanier von Arbeitern in ausländischen Fabriken zu befreien.

begünstigen. Die Regierung sehe, daß dieses Programm sich in Barcelona verwirklichte und sie werde gemäß den Ereignissen handeln.

Umschwung in Amerika.
Die „Morning Post“ meldet aus Washington: Die Unionstaaten sind über die letzten deutschen Zusicherungen völlig befriedigt. Deutschland ist wieder hoch in Gunst. Der Korrespondent kann selbst von den New Yorker Blättern nur den „New York Herald“ anführen, der in den beifälligen Chor nicht einstimmt. Aber der Korrespondent selbst fügt hinzu, daß diese Auffassung von einer großen Menge des amerikanischen Volkes nicht geteilt wird. Die Amerikaner wünschten so dringend, nicht in den Krieg verwickelt zu werden, oder auch nur den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland oder Oesterreich-Ungarn zu riskieren, daß sie gern die Auffassung der Regierung annehmen, daß diese einen großen diplomatischen Sieg errungen habe.

Vom nordöstlichen Kriegsschauplatz.

Im Ghetto.
Ende Dezember 1915.
„Brauchen Sie Pelz, Herr?“ — „Sehr guten Pelz!“ — „Bitte zu kommen sehen!“ — so redete sprudelnd ein langaufgeschossener Jüngling auf mich ein. Aus einem Torweg, der auf einen düsteren Hof führte, kam er herausgeschossen. Mir halb zur Seite, die lange Nase über meine linke Schulter vordringend, rannte der Anreißer 10—15 Schritte hinter mir her. Auf dem mit Holz belegten Bürgersteige hatten zwei Menschen nebeneinander kaum Platz. Wie laub eile ich weiter. Kaum bin ich diesem Geschäftsmann entronnen, da stürzt schon ein anderer auf mich zu. Ein Kerlschen mit lustig blühenden Augen. Der Kopf saß ihm wie auf den Kumpf gefest zwischen den breiten Schultern. „Suchen der Herr zu kaufen Stiefel? Kann empfehlen seine Ware. Billig . . .!“ — Ich antwortete wie ein Fisch und halfte weiter. Ein kleiner Knirps nimmt mich in Empfang. — „Hier, Herr, Kesterratie, wenn Sie wollen nehmen zu spielen . . .“ — Stumm, ohne mich umzuschauen, gehe ich weiter. Nur so oder durch unzweideutige Unfreundlichkeit kann ich mich dieser Anreißer erwehren. Wie Ketten hängen sie sich an den Vorübergehenden, oft zwei und drei zu gleicher Zeit.

Ich gehe durch die deutsche Straße in Wilna. Es ist eine der Hauptgeschäftstraßen der Stadt. Ueber das Kopfsteinpflaster der kaum 6 Meter breiten Verkehrsader stolpern die Wagen, in den Torbögen und an den Ladentüren stehen die Kundenfischer. In den meist kleinen schiefen Häusern — viel davon in Fachwerk erbaut — reiht sich Geschäft an Geschäft, Handwerkerstube an Handwerkerladen. Verkaufsräume im Erdgeschoß und in den Stockwerken bis hinauf unter das Dach. In die dunklen schmuckigen Höfe sind sie hineingetroffen. Die meisten Räume sind eng und düster. In enger Gemeinschaft findet man Luzus, Schmutz, Unordnung und durchaus wertlose Dinge. Feine Pelze und Schund, Antiquitäten, Wurst, Stiefel, Käse, Musikinstrumente, Sodawasser, Seife, Kuchen, Schuhfett, Heringe, Konfekt, Streichhölzer, Seidenspäner, Schnürsenkel usw. So sieht es in der Deutschen Straße aus; sie ist sozusagen der Hauptstrom, in den sich eine Reihe von unsaubereren Nebenflüssen ergießt. Folgt man deren Lauf rechts und links vom Hauptstrombett der Deutschen Straße aus, dann kommt man in ein ganz altes Judenviertel hinein, das den Charakter des mittelalterlichen Ghettos gut erhalten hat. Die schmalen Gassen verlaufen in andere, wenn möglich noch schmälere, schmuckige und dunklere Gäßchen, aus denen man in die Säde winkliger Höfe gerät. Für den Fremden ist es unmöglich, in diesem Gewirr von krummen, Kreuz und quer durcheinanderlaufenden Gassen, Stiegen, Durchschlüssen und Höfen sich zurechtzufinden. In diesem, wie zum Verstecken eingerichteten Zusammenwurzeln von Unübersichtlichkeit, Dunkelheit, Schmutz, gährenden Löchern, die irgendwohin in das Innere sogenannter Häuser führen, fühlt man sich in eine fremde Welt versetzt. Wenige Schritte davon entfernt pulsiert großstädtisches Leben. Es ist auch eine fremde Welt, die sich hier erhalten hat. Sie bildet ein besonderes Blatt in der Geschichte russischer Politik. Aus Kernrußland wurden die Juden fast restlos vertrieben, nach Polen, Litauen, Kurland und in die Ukraine hinein. Und hier wiederum durften sie nur in den Städten wohnen. Schon die früher in die genannten Gebiete eingewanderten Juden wurden von der übrigen Bevölkerung als lästige Konkurrenten empfunden. Als solche betrachtete man natürlich auch den neuen Zustrom. Gezwungen und freiwillig schlossen sich die Geheften, Verachteten, durch große Verbrechen und kleinliche Schlitane Verfolgten in ihren Siedelungen zusammen. Ganz eng, als sollte so der Eine des Andern Schutz und Stütze sein. Was die Not gebar, erhält die alte, von Generation zu Generation überkommene Gewohnheit. Ohne äußeren Zwang bleiben viele Juden in der Beschränktheit, Unhygiene, in dem Schmutz und dem Dunkel der elenden Judenviertel wohnen. Von Genossen, die in Wilna geboren und aufgewachsen mit den Verhältnissen gut vertraut sind, hörte ich, daß in den elenden Hütten, in den erbärmlichsten Gäßchen, in dieser Zusammenhäufung von Unrat und Bedürfnislosigkeit Leute mit nicht geringem Vermögen und reichlichem Einkommen wohnen. Leute, die im besten Stadtteil ein eigenes Haus zu bewohnen in der Lage wären. Allerdings, die große Masse der Bewohner des Judenviertels gehört zu den Enterbten, den gänglich Besessenen. Die Zahl der in den Städten zusammengepferchten Juden war zu groß, als daß auch nur der größere Teil von ihnen sich durch Geschick und regen Geist aus den Niederungen sozialen Glends hätte herausheben können. Die Mehrzahl von ihnen mußte als Handwerker und einfache Handarbeiter das tägliche Brot zu erwerben suchen. In der Lohnarbeit noch mehr als im Krämergewerbe schraubte die gegenseitige Konkurrenz das Einkommen bis zur untersten Grenze des Möglichen herab: der Handarbeiter sowohl als der Handwerker und Händler hungert von einem Tag zum andern, er hungert sich durchs ganze Leben. Kein Wunder, daß die kulturellen Bedürfnisse dieser Menschen außerordentlich gering sind, dort wo Ansprüche lebendig werden und Befriedigung heischen, stellen sich ihnen die schwersten Hindernisse sozialer Ohnmacht und politischer Gebundenheit hindernd in den Weg. Die Quellen des Bewußtseins der Ursachen gesellschaftlichen Glends und des Willens, die Ursachen wegzuräumen, entspringen jedoch nicht dem jüdischen Kleinbürgertum, nicht dem Kaffegeflügel, sondern der Klassenkenntnis der jüdischen Lohnarbeiterschaft.

Die Gassen und Gäßchen im Judenviertel sind so eng, daß in die unteren Räume der schiefen erbärmlichen Häuser meistens kein Strahl von Tageslicht hineinkommen kann. Da sitzt ein Schuhmacher in seiner 3—4 Quadratmeter großen Werkstatt. Das Handwerkszeug ist sehr dürftig; jedoch

in einer Ecke steht eine Nähmaschine. Der Besitzer bezeichnet sich als einen Schnellschuhmacher. Gleich zum Mitnehmen — wie beim Kirmesphotographen. Neben an hockt in seinem engen, dunklen Lädchen ein Eisenwarenhändler. Was er verkauft? Ketten, Schlösser, Haken, Nägel, Schlüssel, allehand altes halbverrostetes Zeug. Kaum zu glauben, daß sich Liebhaber dafür finden. Aber sie kommen, wird mir versichert. Besonders an Sonn- und Feiertagen. Die vom Lande hereinkommenden Polen, Litauer, Weißrussen sind es, die solche „Schätze“ erwerben. Wahrscheinlich in der Meinung, besonders billig zu kaufen. Solche Konsumenten schaft erklärt den Geschäftsbetrieb in diesem Viertel. Jetzt sehe ich nur Juden und jeder scheint ein Händler zu sein. Einer des anderen Kunde. Aber selbst bei der allergrößten Bescheidenheit kann keine Gesellschaft nur vom Handel leben, es muß doch auch Produzenten geben. Hier ist es das Landvolk, das mit den bescheidensten gewerblichen Erzeugnissen zufrieden ist.

Der Nachbar des Eisenwarenhändlers unterhält ein „Modemarengeschäft“. Blumen, Spigen, Handschuhe, Bänder, Hüte kann man dort haben. Auch hier, wie in allen Stadtteilen, steht der männliche und weibliche Anreißer auf der Lauer. Ein Mädchen in Stöckelschuhen, in schmuckig zerissenem Rock stürzt aus einem Laden heraus: „Was wünschen Sie zu kaufen? Papiermasser, Zigaretten?“ — Das muß man den Juden lassen, sie sind feindig, und mit erstaunlicher Fügigkeit wissen sie sich jedem neuen Bedürfnis anzupassen. Kaum sind die Deutschen einige Tage lang in der Stadt, und schon verkauft der Jude Zigaretten und andere Sachen nach dem Geschmack der Deutschen, die sonst hier nicht verkauft wurden. Aus der Tür eines Weißwarenladens ruft mir ein junges Mädchen zu: „Taschentücher gefällig? Strümpfe?“ — Ein Schneider hockt mit seiner Arbeit dicht am Fenster seiner Klaus, um das gar spärlich eindringende Tageslicht auszunutzen. An der Ecke einer Gasse ist ein Laden von noch nicht 2 Quadratmeter Bodenfläche. Auf einem Stuhl in der Tür sitzt die Verkäuferin. Alte dreifache Handtaschen aus Stroh bietet sie an. Auf einem Brett im Laden stehen einige Dosen und Schachteln, deren Inhalt mir verborgen bleibt. — In einer andern Gasse hat sich der Großhandel eingenistet. Graupen, Zwiebeln, Mehl und andere Konsumartikel werden gehandelt. In einem Hofe haben Fleischer ihre Verkaufshände eingerichtet. Es wird flott gekauft. Den meisten Zulpruch hat ein Stand, an dem nur Knochen verkauft werden, das Pfund zu 4—6 Kopfen. — Knochenuppen gehören für die meisten Arbeiter in Wilna schon zu selten erreichbaren Genüssen.

Düwell, Kriegsberichterstatter.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Wittwoch, 12. Januar.
Kriegswitwengeld bei Kriegseheschließungen. Man schreibt dem „S. C.“: Nach § 25 des Militärhinterbliebenengesetzes haben Witwen keinen Anspruch auf Kriegswitwengeld, wenn die Eheschließung zu dem Zwecke erfolgt ist, um der Witwe den Bezug des Kriegswitwengeldes zu verschaffen. Es entsteht nun die Frage, ob bei Kriegseheschließungen, wenn der Heeresangehörige innerhalb dreier Monate nach der Eheschließung gefallen ist, ein Anspruch auf Kriegswitwengeld deshalb nicht besteht, weil die Ehe zu dem Zweck geschlossen ist, der Witwe den Bezug des Kriegswitwengeldes zu verschaffen. Daß neben anderen Beweggründen die Rücksicht auf die Hinterbliebenenversorgung bei Kriegsehen vielfach eine Rolle spielt, ist wohl zweifellos. Regierungsrat Dr. v. Ohlshausen, Hilfsreferent im Versorgungs- und Justizdepartement des Kriegsministeriums, vertritt in seinen Erklärungen zum Militärhinterbliebenengesetz in dieser Frage den folgenden Standpunkt. Wie aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes hervorgeht, hat die Anwendung dieser Vorschrift offensichtlich zur Voraussetzung, daß die heiratende Militärperson mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf ihr Ableben innerhalb kurzer Zeit rechnen kann. Diese Annahme ist aber nicht stets schon dann gegeben, wenn jemand aus Anlaß des Krieges ins Feld zieht. Es müssen also besondere Umstände vorliegen, um die Anwendung dieser Vorschrift bei Kriegstrauungen zu rechtfertigen. Von dieser Auffassung geht auch die Militärverwaltung bei der Anwendung des Gesetzes aus. Solche Umstände können z. B. gegeben sein, wenn ein Heeresangehöriger nach erfolgter Verwundung in einem Lazarett die Ehe geschlossen hat und einige Zeit darauf gestorben ist. Es wird hier die Entscheidung von den Verhältnissen des einzelnen Falles abhängen. Wesentlich ist in erster Linie, ob der Verstorbenen über die Schwere seiner Verwundung sich im klaren gewesen ist. Ermittlungen hierüber sowie über den objektiven Zustand des Verwundeten werden daher zuweilen nicht zu umgehen sein. Daß die Eheschließung zu dem Zweck erfolgt ist, der Witwe den Bezug des Kriegswitwengeldes zu verschaffen, kann jedenfalls dann nicht angenommen werden, wenn die Absicht der Eheschließung bereits seit längerem bestand und die Ausführung des Planes durch den Ausbruch des Krieges beschleunigt worden ist.

Eine Fernerungszulage von 15 Prozent haben die Kohl- und Kohlenfirmen Lübeck auf Ersuchen des Verbandes der Kohlenarbeiterverbände, Mitgliedschaft Lübeck, den Kohlenarbeitern bewilligt.

Gewerbegericht am 11. Januar. Die Frage des Ueberkündenzulages während der Nachtlicht beim Entlösen eines Seglers in Schlutup wurde zum zweitenmal verhandelt. In der Regel werden von den Sanitararbeitern in Schlutup keine Ueberstunden gemacht, dafür sind Doppelschichten eingeführt. Die Nachlicht erhält Fahr- und Nachtgeld. Die betreffenden Arbeiter hatten eine schwierige Entlohnung und waren unangenehm, sie in einem Zuge vorzunehmen. Sie waren damit einverstanden, denn sie glaubten, daß ihnen auch die Ueberstunden ohne weiteres bezahlt würden. Diese will der Stauer aber nicht bezahlen, da die Arbeiter durch die alleinige Entlohnung so schon Vorteil gehabt hätten, andernfalls wurde ihnen die Nachlicht das Beste weggenommen haben. In der Dezemberverhandlung war der Stauer bereit, pro Mann 1,20 Mark zu vergüten. Der Vertreter der Kläger hatte keine Vollmacht zu diesem Vergleich. Die 4 Kläger sind heute der Meinung, daß mangels besonderer Abmachung die allgemeinen Vereinbarungen zu gelten hätten. Sie lassen aber von ihrer Forderung etwas ab und erhalten zusammen 8, statt der eingeklagten 9,40 Mark. Mit ihrer Forderung abgewiesen wurden 6 Sanitararbeiter, die 20 Mark einlagten. Sie waren vom Vorarbeiter der Firma B. von der Börse geholt worden, und zwar mit 10 Mark, um 400 Tonnen Salz in Accord zu lösen. Nur unter dieser Voraussetzung traten sie den Weg zum Schiff an, da nach anderen Arbeitsgelegenheit vorhanden war. Nachher stellte sich heraus, daß der Accord erst eingeleitet und mit bereits vorhandenen Kräften ausgeführt werden sollte. 3 Mann sollten im Tage Lohn arbeiten. Unter diesen Umständen frug sie gar nicht an. Der Vorarbeiter behauptet, er habe unterwegs gesagt, es sei möglich, daß alle in den Accord hineinkommen, angefangen mit den 6 Arbeiter, über den Lohn gesprochen, Verhandlung mit dem Stauer. Kom Besagten wird keine eingewandt, der Vorarbeiter

Von den Kriegshauptplätzen. Gegen Frankreich und Belgien.

15 000 Belgier zurückgeführt.
Die „Nieuws van den Daa“ meldet von der Grenze von Nordbrabant, daß im letzten Monat 15 000 Flüchtlinge nach Belgien zurückgeführt sind.

Gegen Rußland.

Die jüdischen Flüchtlinge aus Petersburg ausgewiesen.
Alle jüdischen Flüchtlinge in Petersburg erhielten den Befehl, umgehend Petersburg zu verlassen.

Gegen England.

Umzüge gegen die Wehrpflicht.

In Glasgow, Cambridge und Ipswich fanden am Sonntag Massenmärsche gegen die allgemeine Wehrpflicht statt, wobei es zu blutigen Ausschreitungen gegen die aufgebotene Polizeimacht kam.

Die Wehrpflichtfrage und die Arbeiter.

Die Demission der drei Arbeiterminister ist nicht angenommen worden. Der Premierminister wird eine Unterredung mit der Arbeiterpartei haben, um die Militärdienstpflicht zu besprechen.

Die Spannung in der politischen Lage, die sich Ende der vorigen Woche zeigte, überdauerte auch die gestrige Unterhaus-sitzung. Premierminister Asquith konferierte gestern mit den Vertretern der Arbeiterpartei; er wird heute vor dem Exekutivauschuß der Arbeiterpartei über die Dienstpflichtfrage und über den Beschluß des Arbeiterkongresses aus-sprechen. Man erwartet, daß der Premierminister dabei Zu-sicherungen darüber geben wird, daß die Regierungsvorlage nicht den Uebergang zu einer bauernden, all-gemeinen Wehrpflicht und zum Zwang für In-dustriearbeiter bildet. Auf diese Konferenz legt man große Hoffnungen. Spricht sogar von einer Zurückziehung der noch nicht bewilligten Entlassung der drei Arbeiterminister.

Die „Daily News“ sagt: Die Arbeiterpartei wird den Premierminister Asquith fragen, ob er die Dienstpflichtbil-len lassen werde, falls die erneute Anwerbung die Drücke-berger auf einen kleinen Teil herabmindern sollte, ehe die Bill Gesetzeskraft erlangt. Die Gruppenwerbung wurde gestern wieder erneuert; nach den liberalen Blättern war das Ergebnis sehr befriedigend.

Ein neuer Staatssekretär.

Generalpostmeister Samuel wurde an Stelle Simons zum Staatssekretär des Innern ernannt.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Zur Seniorenkonvent des Reichstages

wurde am Dienstag mitgeteilt, daß die Budgetkommission mit ihren Beratungen noch nicht zu Ende sei. Die Mittwoch-s-Plenar-sitzung des Reichstages wird daher wiederum nachmit-tags 2 Uhr beginnen. Außerdem wurde über zwei weitere Anträge Liebkechts beraten. Der Präsident ist der Meinung, daß diese Anträge nicht der Geschäftsordnung entsprechen und darum von ihm zurückgewiesen werden müssen. Die Mehr-heit des Seniorenkonvents teilt die Ansicht des Präsidenten; die beiden Anträge wurden daher auf Grund der Geschäfts-ordnung als für das Plenum ungeeignet zurückgewiesen.

Vater und Sohn.

Eine oberfränkische Vorgeschichte von Heinrich Schaumberger.

6. Fortsetzung.
Nicht so Frieder. Verdrossen kam er in die Werkstatt und ärgerte sich, daß Johannes so heiter war. Die Worte seines Sohnes: um reich zu werden, heiratete ich nicht, klangen ihm wie ein verstockter Wortwitz; dazu hatte er gestern durch seine schroffe Weise sich selbst einen lange überlegten Plan bereitet. — Seines wurmt ihn, je länger er darüber nachsann, desto mehr. Zunächst hoffte er noch, Johannes werde seine Bitte wiederholen; allein als Tag für Tag verging, und Johannes die Bauhütte verließen zu haben schien, ward Frieder ernstlich jörnig; dies Schweigen hielt er für eine neue abhällische Kränkung.

Am nächsten Sonntag führten Frieder Geschäfte nach Schotten-dorf. Sein Ernteaum war nicht gering, als der Kautswirtschafts-krieger, bei dem er stets einkehrte, sich zu ihm setzte und laut, daß es alle Gasse hören mußten, sagte: „Das lasse ich mir gefallen, du wendest doch was an deinen Suben. Der „Wobellor“ dort sagte mir gestern, dein Johannes habe Zeichenstunde bei ihm genommen, und der neue Herr Kantor erzählte, ein gewisser Johannes Scheler von Bergheim komme zu ihm in Rechen- und Schreibstunde. So ist's recht! — Ich sage auch gleich: Ja, der Schreinersfrieber, das ist einmal ein richtiger Mann!“

Frieder lächelte und nickte, obgleich es ihm nicht zum Lachen war, bezahlte seine Zeche und ging heim.
„O, der Dummauser!“ zürnte er, als er allein war, und haßte die Gasse. „Ehe er mir ein zweites gutes Wort gönnt, bringt er mich in Schimpf und Schande; denn was sollen die Leute von mir denken, wenn's heraus kommt, wie's wirklich ist? Und daß es heraus kommt, dafür wird Johannes schon sorgen. Und von Fremden muß ich erfahren, was er tut; — 's ist fündlich, wie ich im eignen Haus verachtet bin!“

Daheim sah Bärbel logisch, daß ihm etwas quer gegangen sein müsse, und batte darauf ihren Plan. Besonders lauter an-gewandt erschien sie beim Abendessen. Schlan wußte sie den Blick Frieders auf sich zu ziehen; danach, als Annelies, die sich nicht wohl fühlte, zu Bett gegangen war, legte sie sich mit dem Strick-zug vor die Haustür und erwartete ihren Herrn.

Schwere Regentropfen rauschten und klapperten auf den Fiegeln des Bodendes, aus den Gärten wehte ein erfrischender Erdgeruch herauf — darauf achtete sie jedoch nicht, sie horchte gespannt den Tritten Frieders, der in der Stube heftig auf und ab ging. Endlich trat er zum Ausgehen geräuselt in die Haustür, braunte keine Pfeife an und fragte in wüthlich gleichgültigem Tone: „Wo ist Johannes? Er war wieder nicht beim Essen.“

Luxemburg.
Gegen die Regierung sprach sich in der gestrigen Er-öffnungssitzung der Kammer die letztere mit 26 gegen 25 Stim-men aus.

Aus der Partei.

Jaurès über die Propagierung des politischen Mordmordes in Frankreich. Aus Anlaß der Nachricht, daß die Gerichts-verhandlung gegen Raoul Villain, den Mörder von Jaurès, ver-schoben worden sei, da die Regierung eine Störung des öffent-lichen Friedens befürchtete, lenkt die „Bataille“ die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf folgende Voraussage, die Jaurès am 4. Juli 1913 in einer Kammerrede gemacht hat. Jaurès wendete sich an die Rechte der Kammer und sagte wörtlich: „Diejenigen, die euch unterstützen, appellieren fortgesetzt an den Mordmord gegen uns. Indem eure Blätter spaltenlange Verleumdungen gegen uns bringen, sprechen sie von mir und meinen Freunden in fol-genden Worten: „Nach dieser moralischen Hinrichtung wird am Tage der Mobilmachung eine vollständige Hinrichtung folgen.“ Und ein Schriftsteller, der für euch und für die drei Jahre schreibt, erklärte dieser Tage, daß diejenigen, die das Gesetz der drei Jahre bekämpfen, im Einverständnis mit dem Feinde handeln. Und Herr Paul Adam fügte hinzu, daß diese Personen am Tage der Kriegserklärung niedergemacht werden würden, da sie sich zu Mordschulden der Inflation machten. Ein anderer Jour-nalist schrieb: „Ich hoffe, daß diese Leute am Tage der Mobil-machung von einem Korporal und vier Soldaten an die Mauer gestellt und niedergeschossen werden.“ Ein anderer erklärte: „Es wird sich schon jemand finden, der diesem Menschen (Jaurès) ein wenig Blei in den Kopf spritzt.“ — Dreizehn Monate später wur-den diese Drohungen zur Wahrheit. Am Tage der offiziellen Mobilmachung Frankreichs erfolgte die „vollständigere Hinrich-tung“ Jaurès durch Raoul Villain. Kein Wunder, daß die fran-zösische Regierung die Gerichtsverhandlung von einem Termin zum andern verschiebt aus Rücksicht auf den „öffentlichen Frieden“.

Aus dem Gerichtssaal.

Ermordet und zerstückelt. Aus Frankfurt a. M. wird gemeldet: In dem Prozeß gegen den Dreher Bauer wegen Er-mordung und Zerstückelung seiner Geliebten, der Verkäuferin Oberst, erkannte die Geschworenen auf Todschlag ohne Jubilä-ums-mildernde Umstände. Das Urteil lautet auf 10 Jahre Zuchthaus. Die Strafe ist mit einer anderen Strafe von drei-ehalb Jahren Zuchthaus, die der Angeklagte wegen Einbruchs zu verbüßen hat, zu einer Gesamtstrafe von 12 Jahren Zuchthaus vereinigt worden. Sechs Monate Untersuchungshaft werden als verbüßt auf die Strafe angerechnet.

Zuchthaus für russische Räuber. Das Jüterburger außer-ordentliche Kriegsgericht prurteilte drei Mitglieder einer russi-schen Räuberbande, die während des Russeneinfalls in die ost-preussischen Grenzgebiete mit vorgehaltenem Revolver Geld, Vieh und Getreide erpreyten, zu langjährigen Zuchthausstrafen. Der eine erhielt zwölf Jahre, die beiden anderen je zehn Jahre. Die Täter, von Beruf Arbeiter, legten bei den Raubzügen rus-sische Militärmäntel an und legten Soldatenmützen auf.

Ein geistlicher Hochkapler. Mit einem Hochkapler, der seine Rolle mit feistener Unverfrorenheit zu spielen verstand, war die Strafkammer in Straßburg diesen Mittwoch bei der Ver-handlung gegen den 31 Jahre alten Elektrotechniker Peter Mer-tes aus Trier befaßt. Dieser tauchte im September 1914 im Elsaß auf und trieb sich hinter der Front umher. Bei Kriegs-ausbruch will er, obwohl wegen Verlustes der bürgerlichen Ehren-rechte aus dem Heere ausgestoßen, als Freiwilliger in das Heer eingetreten, aber wegen Lungenkrankheit entlassen worden sein. Besonders bemerkbar machte er sich zunächst in Mülhausen. Es gelang ihm dort, sich als Oberleutnant und Obergeringieur der Firma Krupp in Essen auszugeben, die ihn zur Bedienung der 42-Zentimeter-Geschütze nach dem westlichen Kriegshauptplatz ent-lahndt habe. Als solcher stieg er auch bei einer Familie in Straßburg auf, deren Sohn als höherer Beamter in Mülhausen tätig ist und den er durch sein geschliffenes Auftreten kennen ge-lernt hatte. Als Bekannter des Sohnes wurde Wertes von der Familie in gastfreundlichster Weise aufgenommen. In diese Zeit fallen die beiden Betrugsfälle, die der Angeklagte Wertes in Durchführung seiner Hochkaplerrolle begangen hat. Bei einer Straßburger Militäreffektenhandlung erschwand er sich durch sein Auftreten Uniform- und Ausstattungsstücke im Werte von 500 Mark. Mit Hilfe dieser Ausstattung gelang es

ihm, den Schwindel in großem Stil zu betreiben. Nach Mülhau-sen zurückgekehrt, befaß er einem im Dienst des Militärs stehen-den Autoführer, ihn nach einer Automobilfirma zu bringen. Als der Kraftwagenführer erklärte, dem Befehl nicht nachkommen zu können, da er beurlaubt sei, begab sich Wertes in das Gebäude, um nach kurzer Zeit mit der Besorgung zurückzukehren, er habe die Erlaubnis zur Fahrt erwirkt. Bei der Automobilfirma ange-langt, entstieg Wertes dem im Auto bereit gelegenen Pelzen und ließ den Wagen zurückfahren. Unter Vorlage einer Reihe er-schwindelter Legitimationspapiere kaufte er sodann ein Auto im Werte von 9000 Mark, mit dem er Reisen nach Essen, Trier und Metz unternahm. Hier wurde jedoch seinem Treiben durch seine Verhaftung wegen Spionageverdachts ein Ende bereitet. In dem dieserhalb gegen ihn eingeleiteten Verfahren, das jedoch mangels Belastung eingestellt wurde, kamen auch seine Betrügereien an den Tag. In der Verhandlung wies der Staatsanwalt bei seinem Straf-antrag auf das gemeingefährliche Treiben des Angeklagten hin, der bereits Anfang Dezember vorigen Jahres wegen dieser Straftaten zur Rechenhaft gezo-gen werden sollte. Damals sei es dem mit einem Lungenleiden behafteten Angeklagten ge-lückt, durch Simulieren den Grad seiner Krankheit so bedenklich erschei-nen zu lassen, daß die Vertragung des Termins und die Aufhebung des gegen ihn bestehenden Haftbefehls mit Rücksicht auf die zu be-züchtende Lebensgefahr erwirkt wurde. Alsdann nach seiner Freilassung bestieg Wertes den Zug nach seiner Heimat. Auf un-aufgeklärte Weise kam er erneut in den Besitz einer „Dif-fi-ersuniform“, mit deren Hilfe er noch am Tage der Ent-laffung aus dem Gefängnis als Oberleutnant Merzig neue Be-trügereien verübte. Er wurde jedoch dieses Mal bald erkannt und unter dem Verbaht der Spionage erneut in Haft genommen. Das Urteil lautete auf zwei Jahre Zuchthaus, 3300 Mark Geldstrafe oder weitere 220 Tage Zuchthaus und Aber-tennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 10 Jahren. Nur die erschütterte Gesundheit des Angeklagten erzwog das Gericht, nicht auf eine höhere Strafe zu erkennen.

Aus Nah und Fern.

Reicher Fischfang im Bodensee. Seit Menschengedenken ist der Blaueisfischfang während der Laichzeit noch niemals so reichlich ausgefallen wie heuer. Infolge der vielen Ein-brudungen konnten von Württemberg nur 25 Fischerboote bemannt und ebensoviele Schwebnetze ausgelegt werden, und an Stelle der Männer mußten vielfach Frauen und Knaben den anstrengen-den Dienst auf dem Wasser tun. Trotzdem wurden 28 911 Blau-fische mit einem Gesamtgewicht von 11 185 Kilogramm im Wert von 22 377 Mark erbeutet. Im Vorjahr sind von württembergi-schen Ufer aus mit 26 Netzen nur 20 975 Stück gefangen worden. Das durchschnittliche Tagesergebnis eines Netzes betrug laut „Seeblatt“ im Jahre 1914 774, im Jahre 1915 100 Blaufische. Am reichsten war der Fang in der Nacht vom 6. bis 7. Dezem-ber; in jedem Netz fanden sich durchschnittlich 207 Fische, zusam-men nahezu 80 Kilogramm schwer, im Werte von 160 Mark. Auf-fallend ist, daß nicht nur die Zahl der Fische, sondern auch ihr Durchschnittsgewicht ungewöhnlich groß war, 1914 hat daselbe 335 Gramm betragen, während es heuer auf 387 Gramm ange-wachsen ist. Daraus kann der Schluß gezogen werden, daß es dem durch regelmäßigen Bruteinlaß von Jahr zu Jahr vermehrt-fen Fischbestand des Sees nicht an natürlichem Futter fehlt. Die Bodenseefischerei kann somit immer noch intensiver betrieben und dadurch noch ergiebiger gemacht werden.

Ermordung eines bulgarischen Abgeordneten. Aus Sofia, berichtet der Berichtsrat der Volksbureau: Der stambul-witzische Abgeordnete Utschormanski wurde am Montag-abend vor dem Nationaltheater erschossen. Der Mörder er-schoß sich dann selbst. Es handelt sich um eine persönliche Rache wegen Geldangelegenheiten.

Die Arbeiterkämpfe in Amerika. „Daily News“ meldet aus Newyork vom 9. Januar: In Youngstown und Ohio wurde 48 Stunden lang zwischen den streikenden Arbeitern der Stahlwerke und der Stadtpolizei, die durch die Müll-vertärkt wurde, gekämpft. Mehr als 2000 Arbeiter wurden erschossen und 30 verwundet. Die Ausschüsse, etwa 2000, legten am Freitag eine Anzahl Häuser im Geschäftsviertel in Brand und plünderten u. a. die Wirtshäuser. Sie verschafften sich eine beträchtliche Menge von Dynamit und drohten, das Villen-viertel der Stadt zu zerstören. Die Polizei, die zu schwach war, um die Menge zu zerstreuen, sprengte eine Brücke über dem Wohnung-fluß in die Luft, um einen Angriff auf das Villen-viertel zu verhindern. Mehr als 50 Häuser und ein Teil des Fabriken wurden teils zerstört, teils beschädigt.

„Er wird eben bei seinem Satz sein,“ war die kurze Antwort.

„Wer ist das?“

„Wenn er's auch verleugnet,“ sicherte Bärbel, „es weiß doch das ganze Dorf, daß er mit der Bergbauers-Auguste geht.“

„Verleugnet? — Was schwärzest du?“

„Meint Ihr, ich hätte keine Ohren? Ihr und Johannes habt ja vor acht Tagen geschrieben, drei Häuser weit mußte man's hören. Habt Ihr einmal wieder Heimlichkeiten abzumachen, dann schickt mich erst aus der Küche.“

„Und ist's gewiß? — Ja, meine mit Johannes und Auguste?“

„Frage weiter. Ist er etwa nicht vor acht Tagen von Euch weg ins Bergbauershaus gefahren? Hat er nicht den ganzen Abend bei der Auguste im Garten geessen?“

Frieder trat an die Brustung und starrte finstern hinaus in den fallenden Regen; — also auch darin hatte er ihn betrogen! —

„Nüchlich fragte er: „Ist Johannes nach Schottendorf?“

„Ihr waret kaum durch den Herrenhof, so rannte er mit einem Pack Bächer zur Lorenzgasse hinaus, er nimmt ja Stunden in Schottendorf. Ich hab's mit angehört, wie er der Annelies sagte, Euch zum Troste läte er's, und sie hat ihn auch gründlich bestärkt.“

Eine leichte Röte stieg ihr bei dieser Unwahrheit ins Gesicht; wie im Trost gegen sich selbst warf sie jedoch den Kopf zurück und fuhr fort: „Herr, es geht mich nichts an, aber manchmal überläuft mir's, wenn ich mit ansehen muß, wie Euch die eignen Leute zum Narren halten.“

„Zum Narren halten; — ist mir's nicht von jeher so gegan-gen?“ knirschte Frieder. „Aber meine Geduld ist zu Ende, jetzt will ich ihnen den Herren zeigen! Dir dank ich, Bärbel; es soll dein Schade nicht sein, daß du zu mir hast!“

Ohne den stromenden Regen zu beachten, ging er mit weiten Schritten hinüber ins Wirtshaus.

Bärbel nickte und sah ihn mit zufriedenerm Lachen nach; hinter Johannes, der eben trübsinnig von Schottendorf heimkehrte, drohte sie mit der Faust und sagte durch die Zähne: „Warte nur, Bärbel, du sollst an mich denken.“

Verfehlte Hoffnung.

Schon waren die Felle gelehrt, die Birke kleidete sich in bunten Farben und ließ ihre Blätter im herblichen Wind dahin-flattern, die Schwalben jammerten sich auf dem Kirchendach zur Reife, als das neue Schreinershaus schmund und nett zur Auf-nahme der Bewohner bereit stand. Am Abend vor dem Einzug sagte die Bergbauerin zu Annelies, die müde und traurig bei ihr im Sessel saß: „Gib dich jetzt zufrieden, Gewatterin; wohnt ihr erst im eignen Haus, kehrt Frieder gewiß um und wird wieder ordentlich.“

„Nein, nein, Marie!“ meinte Annelies. „Meine Gebrechlich-keit ist ihr zuwider, ich bin ihr zur Last, drüber wird er erst nach-

denken; daherein gehört eine junge, schöne, gesunde Frau. Ich ich kenne ihn in- und auswendig; mir grant vor dem Einzug, gib acht, nun geht mein Elend erst an.“

Und draußen im Garten unter dem schon halbentblätterten Rosenbusch sagte Johannes zur Auguste: „Warum er so ist, weiß ich nicht, ich kann nicht anders denken, es hegt jemand an ihm. Wie er mich behandelt, davon will ich stille sein, er ist mein Vater; aber, daß er die Mutter so sehr verachtet, daß er sie vor den Dienst-boten bestimpft und kränkt, das fröst mich am Herzen.“

„Könntest du nicht einmal mit ihm reden?“ fragte Auguste beklümmert.

„Hab's es probiert, aber es ist nichts. Bei uns dürfen nur noch fremde Leute reden, die Mutter und ich müssen schweigen.“

„Könnt ich helfen!“

„Du gutes Herz! Hast du mich nicht schon oft getröstet und aufgerichtet? — Und ich werde noch viel Trost brauchen, ich ahne es. Auguste, ich wüßte der Einzug wär vorüber, wer weiß, was es da wieder gibt; gute Nacht.“

Am Abend des nächsten Tages sah die Schreinersfamilie im neuen Haus zusammen am Tisch, selbst der alte Hoffmannes hatte sich auf die Einladung Frieders eingefunden, um den Einzug mit zu feiern. Annelies wollte auch die Bergbauernleute her-überbitten, aber Frieder hatte dies, zu aller Entsetzen, barhü ver-boten. Als die Gefellen das Haus verlassen hatten, um sich im Wirtshaus auf Kosten ihres Meisters gütlich zu tun, legte Frieder ein Paket sorgfältig zusammengebundener Papiere und keine große rote Brieftasche vor sich auf den Tisch. Bedächtig öffnete er die Schur, breitete die Papiere vor Hannes aus und sagte: „Schwe-zeger, das ist die Rechnung über die Baukosten; die Quittungen dazu seht Euch genau an, es ist alles in Ordnung.“

Der Alte nahm schmunzelnd seine Hornbrille vor, prüfte Blatt für Blatt genau, kein Kosten entging seinen Unters-agen.

„Das ist in Richtigkeit,“ nickte er, indem er Frieder die Pa-piere ordnen half. „Der Bau wäre kein unebene Satz, aber für die Kapitalien, die er gestreift hat, ist's doch schab.“

Frieder lächelte, legte einige Schuldverschreibungen, die er aus-der Tasche nahm, mit den Worten auf den Tisch: „Da leßt der Bau hat mich doch nicht ausgegabelt, es fehlt mir auch nicht an Kapitalien.“

Hannes machte große Augen, die Obligationen übertrafen seine Ermartungen. Während er heimlich die Beträge zusammen-rechnete, ließen seine Augen forschend von einem zum andern, heim-lich dachte er: „Was bedeutet das? — Frieder war nie aufrechtig gegen mich, soll das eine Reimrute sein? — Warte, mich fängt das doch nicht!“

Ein pfiffiges Lachen lauerte in seinen Mundwin-keln, als er die Schuldbriefe zurückgab.

(Fortsetzung folgt)

